

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 10 — Sonntag, den 3. März 1940

Der Fuhrwerker und sein Sohn

Zur Leipziger Messe fuhren unsere Großväter mit dem Fuhrwerk.

Wir wollen uns heute einmal an die Zeit erinnern, als man noch ohne Eisenbahn auskommen mußte. Wenn wir heute schon bei der geringsten Verkehrseinschränkung meilen, irgendwelche Opfer auf uns nehmen zu müssen, dann mag uns die Erinnerung an die alte Fuhrmannszeit ein wenig geduldig und anspruchsloser machen. Aber auch das Fuhrwesen hatte seine Sorgen. Eine alte sudetendeutsche Geschichte von Rudolf Wihang mag uns das erzählen:

Der Fuhrwerker Christian Grabler war mit seinem Schicksal recht zufrieden. Die guten Geschäfte liefen allweil wie von selber, er brauchte sich kaum brum zu kümmern. Und seit gar sein Bub groß geworden war, hielt es der Alte mehr mit der abseitigen Arbeit in den Wirtsstuben, wo er gern sein Glas lupfte und der bösen Zeit über den Rand seines vollen Kruges zulachte.

Aber sein Sohn, der Reinwald, hatte in seinem jungen Gesicht eine fremde Kümmeris, die immer dunkler wurde, und alle, die es sahen, schüttelten den Kopf und deuteten daran herum. Der Dorfstratß klebte sich gierig an das schlechte Einvernehmen zwischen Vater und Sohn; bald sollte die Katharina vom Bechner, bald die Marie vom Fröstl an dem finsternen Gesicht des Jungen schuld sein, aber um die Wahrheit kümmerte sich keiner.

Nur die Katharina hätte mehr davon erzählen können. Denn ihr hatte der Reinwald seine ganze Kümmeris anvertraut, und sie hatte ihm tapfer geholfen, daran zu tragen. Seit der alte Grabler seine Frächterfahrten ganz dem Sohne überließ, kam ein Unheil über die Fuhrwerkerei des alten Mannes. Die Zeit war so arg, daß es nimmer damit getan war, die Tage einfach ohne Zutun rollen zu lassen. Wer sich behaupten wollte, mußte fest zupacken und durfte sich nicht selbstherrlich und großspurig ins Wirtshaus setzen, wie es der alte Christian Grabler tat. Der Bub würde es schon schaffen, lachte er prahlerisch zu den befragten Fragen seiner Freunde, was denn seine Frächterfahrten machten. Der Bub! Allweil nur der Bub. Der mochte sich kümmern, wie er mit der Arbeit zurechtkam.

Der Junge wußte, wie der Vater über ihn sprach. Aber es brachte ihm keinen Stolz. Ja, wenn sich der Vater damit begnügt hätte! Aber es war ja nicht nur so, daß er sich zu unrechter Zeit in die Wirtsstube setzte, nein, er redete auch jetzt noch, da er längst seinem Geschäft entfremdet war, in die Abmachungen seines Sohnes hinein, und weil er nichts mehr von dem Geschäft verstand, tappte er oft zersplitternd in das

Berken des Jungen, der sich mühsam im Sattel hielt. War es da ein Wunder, wenn der junge Grabler allmählich ein ganz verdunkeltes Antlitz bekam? Mit hartem, ungutem Blick sah der Junge hinter seinem Vater her, wenn der gemächlich seinen täglichen Weg ins Wirtshaus nahm.

„Du mußt dich mehr um das Geschäft kümmern!“ mahnte der Junge und wußte nicht, wie er den Alten aus seiner selbstischen Ruhe aufscheuchen konnte.

Das alles hatte Reinwald Grabler der Katharina erzählt. Sie hatte sehr aufmerksam zugehört, denn sie war ein Mädchen, das nicht nur gern und gut lachen konnte, sondern das auch über das Leben ganz selbständige Gedanken hatte. Darum

wußte sie auf die Sorgen des Jungen auch immer eine Gegenrede.

„Du mußt mit meinem Vater sprechen“, sagte sie zu ihm, als er ihr wieder einmal

die Sorgen vor das Herz geschüttet hatte. „Der wird Rat wissen.“

Als es Reinwald tat, erschraf er vor der Strenge des alten Mannes, dessen Antlitz hart und abweisend wurde.

„Mein Vater verliert alles“, würgte der Junge in brennender Scham hervor. Er zwang sich mühsam, um seinen Stolz vor dem unbarmherzigen Blick des Alten nicht zu verlieren.

„Ich hab es schon lange mit angesehen“, nickte der alte Bechner, und sein Gesicht entspannte sich, als er merkte, wie der Junge mit sich rang. „Ich kann dir etwas sagen.“ Er tat geheimnisvoll und beugte sich zu dem Ohr des Jungen: „Dein Vater schuldet mir Geld.“

Erschrocken fuhr der Junge auf. Sein getretener Stolz bäumte sich auf. „Das ist nicht wahr!“ schrie er auf und wußte doch, daß die harten



Zwei Bilder aus dem Oskar-Seyffert-Museum (Landesmuseum für Sächsische Volkskunst).

Fuhrmanns spruch:

Brave Wirtseut an der Straßen darf der Fuhrmann nicht verlassen,
Guter Brandwein, gutes Bier bringt neue Lebenskraft herfür.

unbarmherzigen Augen des Alten nicht lügen konnten. Draußen war ein heller und lichter Tag. Reinwald stand ratlos in seiner Kümmeris und wußte keinen Ausweg aus dem rätselhaften Irrgarten der Gefühle, in den er sich achlos verirrt hatte. Aber der Alte ließ ihm keine Zeit.

„Wenn dein Vater länger die Hand auf den Fuhrwerker hat, geht er mit dir drauf. Hab doch selbst gesehen, wie er mit der Kundschaft umgeht.“ Der Alte lachte verbissen und zog den Schuldschein des alten Grabler hervor. „Siehst, mit dem Wilsch hab ich Macht über deinen Vater.“ Er wies dem Jungen das zertrennte Blatt und wandte sich in einem plötzlichen Entschluß zum Gehen.

Indes Reinwald verstört vor das Mädchen trat, stand der alte Rechner schon vor dem Fuhrwerker Christian Grabler.

Der hatte blinzelnd und scheu den seltenen Besuch willkommen geheißen. Aber der Rechner überließ den gebotenen Stuhl und legte das zertrennte Blatt auf den gemauerten Tisch, daß dem alten Grabler die Augen in erschrecktem Staunen übergingen.

„Was . . . was soll denn das?“ stotterte der Fuhrwerker, grausam aus seiner selbstsicheren Ruhe aufgeschreckt. Der Rechner hatte eine furchtbare ernste Stimme: „Kennst du den Zettel?“

Mit zusammengekniffenen Augen starrte der Fuhrwerker auf den Schuldschein. Sein zertrenntes Gesicht mit den feisten Wangen war von dem Schrecken des Verstehens entsetzt.

„Die ganze Zeit hab ich zugehau“, sagte der Rechner.

Und dann sprach er weiter. Seine Stimme war ganz ruhig, aber sehr hart, als wäre jedes Wort ein Schlag. Seit zwei Jahren habe er mit angesehen, wie sich der alte Grabler verlor. Daß nichts davon offenbar wurde, habe nur die Kraft des Jungen getan, der unermüdlich gearbeitet habe. Daß die Fuhrwerkerei beisammen bliebe. Nun sei aber auch der Junge am Ende seiner Kraft. Der Alte müßte ins Ausgedinge. Er habe sich ohnedies um nichts mehr gekümmert. Der Junge solle die Zügel ganz in die Hand nehmen.

„Um meinen Besitz wollt ihr mich bringen“, heulte der Alte auf,

aber der andere schnitt den lauten Jammer mit seiner harten Stimme entzwei.

„Du taugst nichts. Du bringst dein Bertel selber um.“

„Was?“ schimpfte der Alte. „Wilst du mich verhöhnen? Hab ich es nicht selber gebaut und in die Hölle gebracht?“

Da lächelte der andere und preßte dem Grabler eine Feder in die widerstrebende Hand. „Schreib!“ herrschte er. „Heut noch übergibst an den Jungen.“

„Das gibt es nicht“, wehrte sich der alte Grabler. „Das ist Gewalt. Was geht es dich überhaupt an?“ fragte er, wie in ruhiger Besinnung, und verschnaufte mit einem trostigen Blick.

„Gewalt. Ja!“ sagte der Rechner. „Und du wirst unterschreiben“, sagte er ruhig. „Ob dein Bertel zu Grunde geht, ist nicht nur ein Ding zwischen dir und deinem Buben, das geht uns alle an. Mich auch.“ Und dann kam doch das Drohen in die Stimme: „Und wenn du nicht unterschreibst —“, er brach ab und legte die Faust hart auf den Schuldschein.

„Psui! Psui!“ geiferte der alte Grabler. „Und du bist einmal mein Freund gewesen!“ Mit einem zornigen Aufschrei griff er nach der Feder und warf hastig ein paar ungefüge Zeilen aufs Papier. Der Rechner schaute ihm aufmerksam über die Schulter und sah halbblau mit, wie der alte Grabler seine Fräckerlei dem Sohne übergab. Dann ergriff er den Schuldschein und zerriß ihn.

Er nahm das feuchte Papier an sich und ging zur Tür. An der Schwelle blieb er stehen, wischte sich über die Stirn und mußte sich einen Augenblick vor Müdigkeit an der Klinke stützen.

„Daß du es weißt, Grabler“, sagte er mühsam. Seine Stimme war ganz leise. „Erschlagen hätt ich dich, wenn du nicht unterschrieben hättest!“

„Erschlagen? Erschlagen?“ Der Grabler erhob seine Stimme zu einem Schrei. Da sah er den anderen in die Augen und er ahnte in seiner Dummheit die Tat des anderen, und wie der Rechner hart wider sich selbst gewesen war.

Sonnenschein um Christl

Roman von
Mara
Mägander

Unüber-Rechtsschutz: Deutscher Roman-Verlag vorm. E. Unverricht, Bad Sachsa (Südharz)

(19. Fortsetzung und Schluß.)

Günther wollte selbst nach einem Wagen schauen. Die Gastwirtschaft, wo er ihn zu bekommen hoffte, lag nicht allzu fern. Ein Diener wurde außerdem ausgesandt, sich in der Nachbarschaft um einen Wagen zu kümmern. Merkwürdiger Weise lag über dem Haus. Zdenko tobte, er brüllte die Leute an und erzielte damit nur, daß sie seine Eile hatten, ihn zu helfen. Der Gastwirt war nicht gleich aufzufinden. Günther suchte durch sämtliche Ställe und Wirtschaftsräume gehen, ehe er ihn bei den Pferden endlich antraf. Günther brachte sein Anliegen vor, legte dem Gastwirt, woher er käme und daß die Herrschaften ihn bitten ließen, doch mit dem eigenen Wagen auszuhelfen, da sie dringend in die Stadt mußten. Nachdem Günther ausgerebet hatte, bemüht, sich verständlich zu machen, spuckte der Gastwirt erst einmal kräftig aus, machte sich an seiner Pfeife zu schaffen und sagte dann bedachtlos: „Mein Wagen ist net da. Mei Sohn is auf Rosenheim gefahr'n.“

Günthers Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. „Wüßten Sie niemanden in der Nähe, der einen Wagen hätte?“

„Na, da wüßst i jetzt niemand net!“

Wie zufällig oder wie vom Schicksal gelenkt, fiel Günthers Blick auf eine Bor im Pferdestall, in der statt des Vierbeiners ein Stahlrost stand, ein Motorrad, eine große, starke Maschine, anscheinend ganz neu. „Könnte ich vielleicht das Motorrad haben? Dann könnte ich wenigstens gleich nach München. Die Herrschaften müßten dann eben mit dem Zug fahren.“

Der Bauer schaute auf. „Na, des Radl können S' net hab'n. Das gehört mein'm Bub'n. Der hat sich's erst kauft. Des neue Radl leih i net her! An an wildfremden Menschen a no!“

„Ich garantiere Ihnen, daß nichts mit dem Rad geschieht! Ich bin ein alter Kennfahrer und kenne jede Maschine. Sie können mir das Rad wirklich anvertrauen!“ sagte Günther in bittendem Ton.

„Mei, da kennt a jeder kommen! I kenn Ihnen ja weiter gar net. Die Maschin is ganz neu!“

„Es geschieht der Maschine gewiß nichts, wenn ich sie fahre! Und wenn Sie wollen, laß ich Ihnen als Pfand meine goldene Uhr samt Kette da und diesen Ring.“

Der Bauer schaute auf den wertvollen Schmuck. „Na, i kann's net mach'n!“

Da griff Günther zum letzten Mittel. Christl mußte sich selber helfen. Christl, die jeder im Ort gekannt und geliebt hatte, obgleich sie nie einen Fuß vor die Tür gesetzt hatte. Also zwang Günther sich zur Ruhe und begann zu erzählen: „Schauen Sie! Die junge Frau, die lange bei den Herrschaften gelegen hat, mit dem schlimmen Fuß . . .“

„Ah, Sie meinen die Christl-Frau?“

„Ja, ja, die mein' ich! Die ist in München in großer Gefahr! Und da muß jemand von uns unbedingt hin. Unser Wagen ist beschädigt, wie ich Ihnen ja schon gesagt habe. Es bleibt also als letzte Rettung das Motorrad!“

Die „letzte Rettung“ wirkte aufsehenerregend auf den Gastwirt. „So, so, was is ihr denn g'schehn? War a gu'ts Leut! Haben i' alle gern mögen, da herin.“

„Ja“, log Günther tapfer. „Es will sie jemand umbringen!“

Günther wußte, daß er stark auftragen mußte, um sein Ziel zu erreichen. Mit Vernunft war hier nichts zu machen. Die Wirkung war auch überwältigend.

„Umbringen, des Frauert? Ja, gibl's denn des aa?!“ Der Bauer machte große, runde Angstaugen.

„Freilich gibt es das! Und wenn ich nicht zur Zeit nach München komme, geschieht das größte Unglück!“

„Umbringen?“ wiederholte der Bauer noch einmal. „Ja, nachher is was anders! Nachher kennen S' des Radl scho hem!“

Günther war froh. Er setzte sich ohne Zögern in seinem Stranzanzug auf die Maschine. Als der Gastwirt sah, wie Günther die Maschine sachgemäß unterfuchte, ehe er die Fahrt begann, beruhigte sich sein Gemüt und er ging zurück zu seinen Pferden. Günther überlegte: Soll er erst noch einmal zurück zu seinen Verwandten, um ihnen Bescheid zu sagen? Nieher nicht. Zdenko würde Schwierigkeiten machen. Es war zwar sehr unhöflich, sich so jung und klanglos aus dem Staube zu machen. Die schwierige Lage jedoch entschuldigte alles. Günther kannte den Weg. Er war ihn bei früheren Besuchen in Bayern oft mit

dem Wagen gefahren. Es war gut, daß er sich leicht zurechtfinden konnte; denn eben jetzt setzte Regen ein. Scharf wie kleine Nadeln drangen die Tropfen in das ungeschützte Gesicht und in die Augen. Die Maschine rastete auf der Landstraße dahin. Günther gab gut acht, ob er nicht Mabels Wagen begegnen würde. Sie mußte einen guten Vorsprung haben. Ihr Wagen hatte eine starke, gute Maschine, und Mabel konnte fahren. Dunkelheit und Regen. Der Wind zog über das Land. Gespensfisch ragten die kahlen Bäume zum Himmel und warfen scharfe Schatten, wenn ein Licht sie traf. Am Himmel weder Mond noch Sterne. Nur jagende dunkle Wolken. Der Regen wurde stärker. Aus dem Rieseln ein schneidendes, vom Wind gepeitschtes Aufschlagen großer Tropfen. Auf schnellstem Wege nach München. Das liebe Gesicht Christls im Geiste vor sich sehend, vergaß Günther Nässe und Kälte. Für sie machte er diese verzweifelte Fahrt. Jeer gähnte ihn die Landstraße an. Kein Wagen zu sehen weit und breit. Die eigene Maschine lief ausgezeichnet. Wenn der Regen nicht gewesen wäre, dann hätte Günther die Maschine noch ganz anders laufen lassen. Immer wieder mußte er sich zur Ruhe zwingen. Die geringste Panne, der kleinste Aufenthalt konnten alles zunichte machen. Da — ein großer, grauer Wagen! Mabel fuhr wohl absichtlich so in der Straßenmitte, damit niemand leicht an ihr vorbeikam. Motorräder interessierten sie sicher nicht. Jetzt hielt der Wagen. Anscheinend kannte Mabel den Weg nicht genau. Günther gab Gas und sauste an Mabel vorüber. Ihr Wagen setzte ihn nach. Erkenntnte ihn Mabel unmöglich haben. Aber vielleicht nahm sie ihn als Wegweiser. Vorlassen durfte er sie auf keinen Fall mehr. Mabel wurde unsicher. Der Regen, der Wind, die unbekannten Straßen. Beim nächsten Dorfe wollte sie kurz halten, um sich zu erkundigen, wo sie war. Wenn sie geahnt hätte, daß es Günther war, der soeben an ihr vorbeigerast war, wäre sie wahrscheinlich noch nervöser geworden.

Als Günther endlich durch München fuhr, war er vollkommen durchnäßt. Da wenige Straßen vor Christls Wohnung plakte ein Reifen. Günther schob die Maschine in den Hauseingang der nächsten Gastwirtschaft. Nachdem das Motorrad gut aufgehoben war, stürmte er hinaus auf die Straße warf sich in eine gerade vorbeifahrende Taxi und war glücklich, als er vor der Prinzregentenstraße hielt. Der Regen hatte aufgehört. Günther stürmte die Treppe hoch. Auch hier alles still. Vorsichtig schloß er die Eingangstür auf. In der Diele brannte die Nachtlampe. Günther ging in sein Zimmer. Endlich wieder daheim. Günther empfand in seiner nervösen Angst und Unsicherheit die Traulichkeit besonders wohlthuend und beruhigend. Rasch zog er sich um. Da, er hatte gerade die letzte Hand an seine Toilette geleistet, hörte er jemanden draußen vorsichtig am Türschloß der Eingangstür hantieren. Er löschte sein Licht und öffnete einen kleinen Spalt seiner eigenen Tür. Ein Frauenschatten. Groß, schmal, schlank. Ein silbergrauer Staubmantel rauschte leise auf. Das war Mabel. Sie ging gar nicht in ihr eigenes Zimmer, sondern eilig in Richtung Christls Zimmer. Mabel hatte lange nachgedacht, wie sie es anstellen könnte Christl zu bewegen, ihr ins Auto zu folgen. Hatte sie sie erst einmal im Wagen, schien es ihr leicht, sie irgend wohin zu bringen, wo sie nicht so leicht aufzufinden war. Vorsichtig! Auf keinen Fall durfte Rosa geweckt werden. Vor Rosa fürchtete sich Mabel im Augenblick am meisten. Jetzt stand sie an Christls Tür. Behutsam

drückte sie die Klinke herab. Das Zimmer war dunkel. Auf den weißen Kissen glänzte, bei der spärlichen Straßenbeleuchtung sichtbar, Christls Blondhaar. Mabel schlich sich näher. Christl schien ganz fest zu schlafen.

„Frau Schramm!“ rief Mabel leise, aber durchdringend. Und noch einmal: „Frau Schramm!“ Als es nichts nützte, schüttelte sie Christl wach.

„Was ist, Rosa? Schon Zeit?“

Schlaftrunken hob Christl den Kopf. Wo war sie? Als erstem, tiefem Schlaf gerissen, fand sie sich nicht zurecht. Da hörte sie Mabels Stimme: „Sie müssen aufstehen, Frau Schramm! Die Gräfin seien schwer krank! Zdenko sich haben erschossen! Schnell! Sie müssen fahren mit mir! Mein Wagen sein unten.“

Mabel zog Christl buchstäblich aus dem Bett. Mit ungeahnter Geschwindigkeit war sie bemüht, ihr die notwendigen Kleider überzustreifen. Ehe Christl begriff, um was es sich handelte, war sie angezogen. Günther war Mabel unauffällig gefolgt. Jetzt lehnte er an einer Schranke dicht vor Christls Zimmertüre und wartete, was weiter kommen würde. Da sah er zwei Gestalten aus Christls Zimmer in die Diele schreiten. Mabel stützte Christl, die noch halb zu schlafen schien. Sie strebten der Ausgangstür zu. Rasch vertrat Günther ihnen den Weg.

„Wohin haben die Damen die Absicht zu dieser späten Stunde noch zu gehen? Darf ich vielleicht meine Begleitung anbieten?“ Er sah Mabel mit überlegenem Spott in das erblaute Gesicht. Christl wollte. Rasch griff Günther zu.

„Darf ich Sie in Ihr Wohnzimmer führen? Ich glaube, Miß Wellington ist uns eine kleine Aufklärung schuldig, wohin dieser nächtliche Spaziergang führen sollte.“

Mabel murmelte etwas Unverständliches. Sie sah, daß sie ihr Spiel verloren hatte, und es blieb nichts als die furchtbare Angst. Mit drei Schritten war sie an der Ausgangstür und raste die Treppe hinunter. Bald hörte man ihren Wagen anfahren.

Sorgsam führte Günther Christl in ihr Wohnzimmer. Behutsam betete er die Erbrochene und vollkommene Verwirrung auf den Divan.

„Ich bin Ihnen eine Aufklärung für mein Tun schuldig. Für mein Tun und für manches andere. Darf ich sprechen, Frau Christl?“

Die alte Rosa war von dem Geräusch und den Stimmen in der Diele aufgewacht. So zog sie denn das Notwendigste über, um im Hause nach dem Rechten zu sehen.

Als sie in die Diele kam, war schon wieder alles still. Nur aus Christls Wohnzimmer schimmerte das Licht.

Ein kleiner Türspalt war offengeblieben. Gerade so viel, daß Rosa sehen konnte, wie drinnen Christl glücklich und wohlgebetet in Günther von Brellwitz' Armen lag. Da trat sie leise, wie sie gekommen war, zurück.

„Lang mein i hat's dauert, bis das Glück zu meiner Christlfräule kommen ist!“ murmelte sie vor sich hin.

Dann wuschte sie mit den langen Bändern ihrer altmodischen Nachthaube rasch eine Träne von ihren alten, guten Gesicht und ging mit dem wunderbaren Bewußtsein weiterschleichen, daß der Christl für all ihr Gutes doch noch der richtige Himmelslohn geworden war.

E n d e .

Als nächster Roman in den „Erzgebirgischen Heimatblättern“:

Die Herrgottsmühle

Roman von Paul Hain.

In das friedliche Gebiet des Oberbruchs führt uns der Verfasser und schildert, wie auch hier die neue Zeit gegen die alte aufsteht, wie in diesem Kampf die Menschen und der Menschen Liebe mit hineingerissen werden. Ein wahrhaft erschütterndes, aber zugleich poetisch-verklärtes Drama spielt sich vor den Augen des Lesers ab. Ein Drama, dessen Einzelszenen teilweise über die engen Heimatgrenzen bis nach Paris hin spielen, alle von höchster Spannung erfüllt, so daß wir in tiefster Seele von den vor uns sich abrollenden Schicksalen gepackt werden. Selten nur ist es einem Autor gelungen, der Liebe Lust und Leid so fesselnd zu schildern, wie es hier geschehen ist.

Paul Hain zählt schon lange zu unseren beliebtesten Romanchriftstellern. Mit jedem neuen Werk wächst der Kreis seiner Verehrer um viele Tausende, denn jeder, der eines seiner Werke gelesen, liebt und schätzt ihn und empfindet ihn begeistert weiter.



Aus dem Lager der Wolhyniendeutschen in Annaberg

Schon immer hat das Erzgebirge seine Einsatzbereitschaft unter Beweis gestellt. Dies kommt schon darin zum Ausdruck, daß unsere Kreisstadt Annaberg dieser Tage auf ihr 15jähriges Bestehen der NSDAP Ortsgruppe zurückblicken kann. In steter Erfolgsarbeit betannte sich dann unsere Gebirgsheimat voll und ganz zu dem Nationalsozialismus und wurde somit frühzeitig eine Hochburg unseres Führers. Schon

treute Veranstaltungen durchgeführt worden. Die einzelnen Gemeinschaftsräume sind wiederum in sogenannte „Gemeinschaften“ aufgestellt, welche Städtenamen unseres ostdeutschen Reiches tragen. Die vorbildlich eingerichtete Küche der Hans-Schemm-Schule ist durch Aufstellung von weiteren 4 Kesseln mit Heißwasseranschluß noch großzügiger und leistungsfähiger geworden, so daß auch die Verpflegung unter der be-



Bild links: Gemeinschaftsraum für Frauen und Kinder. — Bild rechts: Wolhyniendeutsche Mädels helfen wacker in der Küche mit.



Bild links: Blick in die Nähstube des Hilfsdienstes der NS-Frauenchaft. Unser Bild zeigt die „Kleinen“ bei ihrer praktischen Mitarbeit. Bild rechts: Krankenstation für Frauen. Saubere und lustige Räume sorgen für baldige Genesung. / (Aufnahmen: El. Schreiber, Abg.)

wiederholt hatten die Erzgebirgler Gelegenheit, ihre volle Kraft in den Dienst nationalsozialistischer Aufgaben zu stellen. Erstmalig kam dies in einem ganz besonders hohen Maße bei der Eingliederung des Sudetenlandes in das Großdeutsche Reich sichtbar zum Ausdruck, als es galt, die Zahl der flüchtenden sudeten-deutschen Brüder und Schwäger, die zu Zehntausenden die Grenze überschritten, aufzunehmen. Und jetzt harrte in diesen Wochen wiederum eine neue Aufgabe ihrer Lösung. Galt es doch, rund 1000 wolhyniendeutsche Männer, Frauen und Kinder aufzunehmen und für mehrere Wochen unterzubringen. Nationalsozialistischer Tatgeist ließ auch hier alle Schwierigkeiten überwinden u. die Hans-Schemm-Schule in Annaberg als geeignetes Heim zu bestimmen. An vieles mußte gedacht werden u. in unermüdlicher Mitarbeit haben die Angehörigen der Partei, ihrer Gliederungen und Formationen in ihrer Freizeit das Werk gestalten helfen. Nur wer mitgeholfen hat, weiß es zu würdigen, was 1000 Strohläden zu stopfen für eine Arbeit ist. Verbunklungsmassnahmen mußten beachtet werden, an alle möglichen und unmöglichen Einrichtungen war zu denken.

In großen Gemeinschaftsräumen sind nun die Männer und Frauen nach Geschlechtern getrennt untergebracht. Lautsprecher sorgen hier dafür, daß auch die nötige „geistige“ Kost nicht fehlt und auf der anderen Seite sind auch von der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ be-

währten Betreuung des Küchenpersonals in muster-gültiger Weise gesichert ist. Unser Bild zeigt einige wolhyniendeutsche Mädchen, die wacker mithelfen. So wie die Verpflegung durch die NS-Kreisamtsleitung betreut wird, hat diese auch die Bekleidungsfrage übernommen und die von den Erzgebirglern aufgetragenen Spenden an Kleidungsstücken finden bei den Lagerinsassen beste Verwendung. In sinnvoller Art hat sich auch der Hilfsdienst der NS-Frauenchaft eingeschaltet, die nun täglich „Nichtpassendes in Passendes“ umarbeiten und aus „Altem“ „Neues“ anfertigen. Auch hier kommen schon eifrige kleine Mitarbeiterinnen, die unter der Aufsicht fachlicher Kräfte ihre ersten Stopf- und Nähveruche mit kindlichem Eifer absolvieren. Für das gesundheitliche Wohl ist man natürlich auch sehr bedacht und so steht täglich ein Lagerarzt zur Verfügung. In den Krankenzimmern haben die Männer und Frauen vom Deutschen Roten Kreuz ihr Arbeitsgebiet eingerichtet und die Kranken, die nun für einige Tage hier Unterkunft finden werden mit viel Liebe und Sorgfalt gesund gepflegt. Diese Krankenstation gliedert sich in eine Männer- und Frauenabteilung, sowie ein Wöchnerinnen- und Säuglingszimmer. Aber auch für die Kinder sind entsprechende Zimmer vorhanden. Alles in allem kann abschließend gesagt werden, daß die Voraussetzungen für eine einwandfreie Unterbringung der wolhyniendeutschen Volksgenossen gesorgt ist. Willy Müller.